

Freiheit als Freiraum

Ein Amerikaner in Ost-Berlin



John P. Burgess¹

Was bedeutet das, frei zu sein, wirklich frei? Die Frage von der Freiheit macht uns zu schaffen. Die freie Entfaltung der Person. Die Freiheit, die Meinung zu äußern, sogar gegen die Herrschenden. Die Befreiung von der körperlichen Not und der politischen Unterdrückung. Wie ist es aber mit der Freiheit? Kann man in einer Welt, in der neue Ungerechtigkeiten täglich passieren, frei sein?

Die Freiheit ist nicht eine eingeborene Eigenschaft, die ich in meinem Alleinsein entdecke und ausübe. Sie hängt vom Erlebnis der Geborgenheit ab und ist die Frucht der vertrauensvollen Beziehungen unter den Menschen. Und als Christ kann ich mich auf diese anderen Menschen verlassen, und sie auf mich, weil wir gemeinsam bekennen, dass wir letztendlich nur von der Gnade Gottes leben. Dank dieser Zuversicht können wir uns Freiräume schaffen, in denen wir erfahren, was die Freiheit ist, und wie mit ihr umzugehen ist.

Die Barmer Theologische Erklärung erzählt von dieser Art von Freiheit: „Durch Christus widerfährt uns frohe Befreiung aus den gottlosen Bindungen dieser Welt zu freiem, dankbarem Dienst an seinen Geschöpfen.“² Die Freiheit der Kirche gründet im Auftrag, „die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk“³.

¹ John P. Burgess ist Professor für Systematische Theologie am Pittsburgh Theological Seminary und ordiniertes Pfarrer in der Presbyterianischen Kirche (USA). Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören die Orthodoxe Kirche im postkommunistischen Russland, die Evangelische Kirche im postkommunistischen Ostdeutschland und die Theologie von Karl Barth.

² Barmer Theologische Erklärung, These II.

³ Barmer Theologische Erklärung, These VI.

Für mich sind diese Worte zur Wirklichkeit geworden, als ich als Ausländer ein Jahr am Ost-Berliner Sprachenkonvikt studierte. Die Erfahrungen von damals haben mein Leben bis zum heutigen Tag geprägt. Wie ich meinen Auftrag als Systematiker an einer theologischen Hochschule in den USA wahrnehme, was ich den Studenten beibringen will, ist ein Ergebnis der befreienden Klarheit des Evangeliums, die ich unter Christen in Ostdeutschland erfahren habe. Ich kann es so formulieren: „Wenn euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr wirklich frei“ (Joh 8,36).

Warum nach Ostberlin?

Im Jahr 1979 lebte ich sechs Monate in Heidelberg, um Deutsch zu lernen, ehe ich ein Promotionsstudium in den USA aufnahm. Damals organisierten die westdeutschen Universitäten regelmäßig Studienreisen nach Berlin für ausländische Studenten. Auch ich fuhr einmal mit. Das kleine Hotelzimmer in Westberlin teilte ich mit einem Kanadier und zwei Palästinensern.

Am ersten Tag sind wir zur Berliner Mauer gefahren. Dort bestiegen wir im Westen eine Aussichtsplattform und schauten über die Grenze nach Osten. Ein komisches Gefühl packte mich, einen jungen Amerikaner. Dort drüben war eine mir fremde Welt, wo die Menschen, das habe ich in der Schule gelernt, unter einer furchtbaren Diktatur litten. In der Tat sah die östliche Stadtlandschaft grau und deprimierend aus. Aber mir ist auch etwas anderes aufgefallen: Kirchtürme. Als ich von der Plattform abstieg, fragte ich mich: Wie ist das eigentlich, als Christ in einem kommunistischen Land (des realexistierenden Sozialismus, wie sich die DDR damals bezeichnete) zu leben?

Nachdem ich nach Hause in die USA zurückgekehrt war, habe ich einen ostdeutschen Pfarrer auf einer ökumenischen Tagung in Chicago kennengelernt. Weil er Mitglied der CDU-Ost und wahrer Gläubiger der Gerechtigkeit und Überlegenheit der sozialistischen Gesellschaftsordnung war, haben die DDR-Behörden ihm erlaubt, eine Dienstreise in den Westen zu machen. Ich erkundigte mich nach der Möglichkeit eines Aufenthaltes in der DDR, und er versprach mir, meine Bitte an die östlichen Kirchen der Evangelischen Kirche der Union (EKU) weiterzuleiten. Lange musste ich warten. Aber dank der Vermittlung des Weltkirchenrates ist es mir letztlich gelungen, das Visum für die DDR zu erhalten. Das Semester in Ostberlin hatte bereits angefangen.

Es war an einem Sonntagabend, Anfang September 1984, als ich in Berlin eintraf. Der Direktor des Ostberliner Missionshauses holte mich vom Grenzübergang Friedrichstraße, dem Tränenpalast, ab und brachte mich zum Zimmer im Missionshaus, in dem ich für das Jahr wohnen sollte. Am nächsten Tag begleitete mich eine Studentin zum Sprachenkonvikt.

Die ersten Eindrücke sind mir unvergesslich geblieben. Als wir durch ein großes Tor neben der Golgatha-Kirche kamen, betraten wir einen klassischen Berliner Hinterhof. Über dem Eingangstor gab es mehrere Wohnungen für kirchliche Mitarbeiter, links ragte der Kirchturm auf. Im Haus auf der anderen Seite des Hofes hat man Unterrichtszimmer eingerichtet. Dahinter lag ein zweiter Hof. Auf einer Seite befanden sich ein großer Hörsaal/Essraum (im Erdgeschoss), die Bibliothek (im ersten Stockwerk) und ein kleiner Hörsaal (im zweiten). Ihnen gegenüber trennte eine hohe Mauer das Konvikt von den nebenstehenden Gebäuden. Die Häuser an der dritten und vierten Seite des Hofes dienten als Studentenwohnheim.

Das Konvikt war eigentlich ein riesiges Labyrinth, ein Komplex von verschiedenen Räumen, Zimmern, Treppen und Gängen, die alle irgendwie miteinander verbunden waren. Wenn man sich nicht gleich verlief, konnte man von der Borsigstraße (Eingangstor) bis in die Tieckstraße (um die Ecke) gelangen, ohne den Komplex zu verlassen. Auf diesen Hinterhöfen war es still. Man konnte innehalten und ausruhen. Die Ungerechtigkeiten der ostdeutschen Gesellschaft schienen weit davon entfernt.

Aber das stimmte nicht ganz. Nicht alle Studenten und Dozenten wohnten am Ort. Ich selber lief jeden Tag vom Missionshaus zum Konvikt 45 Minuten zu Fuß. Und die Studenten und Dozenten, die im Konvikt wohnten, dienten oft in Kirchengemeinden in der Stadt. Zwar war das Konvikt ein besonderer, abgesonderter Raum, aber man brachte die Erfahrungen der alltäglichen Wirklichkeiten der DDR mit sich hinein. Ja, diese Wirklichkeiten waren alle schon da. Man ging davon aus, dass die Staatssicherheit die Telefongespräche abhörte und die Post kontrollierte.

Einige Kritiker, auch in bestimmten kirchlichen Kreisen, behaupteten, dass das Konvikt ein Zufluchtsort für eine kleine Schar von Christen sei, die sich aus der säkularisierten und ideologisierten DDR zurückziehen wollten. Ich würde es anders sagen. Ich erlebte das Konvikt als einen Freiraum, in dem man versuchte, sich in die Freiheit des Evangeliums einzuüben. Das Ziel der Studenten und Dozenten war nicht, sich auf Dauer auf dieser „Insel im Roten Meer“ zu verstecken, sondern dort miteinander die christliche Freiheit so zu verinnerlichen, um diese dann auch für andere Menschen erlebbar machen zu können.

Auf den ersten Seiten von Dietrich Bonhoeffers „Gemeinsamen Leben“⁴ bezog sich Bonhoeffer auf seine Erfahrungen im Predigerseminar in Finkenwalde. Er wusste, dass seine Studenten bald „ausgestreut wie ein Same“ in „fernen Landen, unter den Ungläubigen“ leben müssten, um dort den „Samen des Reiches Gottes“ auszustreuen. In Vorbereitung auf diesen Auftrag hat Gott ihnen für eine kurze Weile die Gnade des gemeinsamen Lebens geschenkt, einen Freiraum gegeben. So war es auch am Konvikt.

Wie ist das Konvikt zum Freiraum geworden?

Ursprünglich war das Sprachenkonvikt eine Außenstelle der Kirchlichen Hochschule Berlin-Zehlendorf, wo die Sprachen Latein, Griechisch und Hebräisch gelehrt wurden und Studenten wohnen konnten. Nach dem Mauerbau am 13. August 1961, der es verhinderte, dass die Studierenden vom Sprachenkonvikt zur Kirchlichen Hochschule fahren konnten, wurde das theologische Profil des Konvikts ausgebaut und eine eigenständige Theologenausbildung etabliert.

Die Mauer mit ihrem Todesstreifen verlief nur ein paar hundert Meter weit vom Konvikt entfernt. Wolf Krötke, der damals Systematiker am Konvikt war, hat die Bedingungen Anfang der sechziger Jahren so beschrieben: „Ich wohnte damals als Student in einem Zimmerchen im vierten Stock. (...) Durch das Fenster konnte ich direkt auf die gerade errichtete Berliner Mauer quer über die Gartenstraße sehen. Abends wurde sie angestrahlt und der Osten donnerte anfangs mit sogenannten ‚Schallkanonen‘ den Freiheitschor aus Verdis Nabucco in den Westen, worauf der Westen mit dem Freiheitschor aus Beethovens Fidelio antwortete.“

Lange bevor ich am Konvikt studierte, hatte diese skurrile Form des ideologischen Machtkampfes zwischen Ost und West aufgehört. Aber die Mauer warf immer noch ihren Schatten auf die geteilte Stadt. Jedes Mal, wenn ich mich dem Konvikt näherte, schaute ich auf einen der Wachtürme an der Mauer. Die Mauer war gleichzeitig abstoßend und reizte, eine Barriere und einen Teil eines undurchdringlichen Gefängnisses zu überwinden. Ich konnte als Amerikaner zu jeder Zeit nach Westberlin und zurück, aber ich habe mich entschieden, dieses Recht nicht in Anspruch zu nehmen. Für ein Jahr wollte ich „(Ost)Berliner“ sein.

⁴ Gemeinsames Leben. Das Gebetbuch der Bibel, *Dietrich Bonhoeffer Werke* Bd. 5, hg. von *Gerhard Ludwig Müller* und *Albrecht Schönherr*, München 1987.

Heute ist es schwierig, die besondere, manchmal irrealer Atmosphäre von Ostberlin zu rekonstruieren. Die Einschusslöcher in den alten Häusern, die an den Kampf um Berlin im Frühjahr 1945 erinnerten, das leise Surren der kleinen Trabis, die sozialistischen Losungen auf den Transparenten an den Gebäuden und Häusern, sogar die Gerüche waren eindrucksvoll: der Rauch der Kohlen, mit denen geheizt wurde und der Duft der Reinigungsmittel, die lange in den Gängen und Zimmern schwebten. Dazu kam, dass die Stadt nach dem Sonnenuntergang unheimlich still war. Das gesellschaftliche Leben fand mehr im privaten als im öffentlichen Bereich statt.

Allerdings war das Konvikt nicht einfach „Osten“. Es war auch ein Vermittlungspunkt zwischen zwei Fronten. Im großen Lesesaal der Bibliothek begegnete ich zum ersten Mal den Werken von Marx und Lenin und denen von Barth und Bonhoeffer. Die Studenten fanden es eigenartig, sogar belustigend, dass ich die Hauptschriften der kommunistischen Denker lesen wollte; für sie war der langweilige „Marxismus-Leninismus“ obligatorisch in der Schule gewesen. Aber am Konvikt konnte man diese Denker aus einem ganz anderen Blickwinkel betrachten. Professor Richard Schröder, Dozent für Philosophie, hatte einen kleinen Lesekreis organisiert, der sich mit den Schriften des jungen Marx beschäftigte. Es ist uns bald aufgefallen, dass die Gesellschaftskritik von Marx auch auf die DDR anzuwenden sei.

Das Konvikt hat die „westliche“ Literatur nur mit viel Mühe über Jahre beschaffen können. Man konnte sie auf keinem legalen Weg einführen. Pfarrer haben klassische Werke aus ihren Sammlungen gespendet, und Freunde aus dem Westen haben neue wissenschaftliche Literatur mitgebracht. Heute können wir uns als Mitglieder einer Überflussgesellschaft kaum vorstellen, welche Kostbarkeiten diese Bände damals darstellten. Im Konvikt habe ich nicht viele Bücher gelesen, aber was ich las, las ich langsam und gründlich, denn ich wollte keine einleuchtende Einsicht über Gott und den Menschen übersehen.

Das besondere Profil des Konvikts als theologischer Freiraum und Ost-West-Vermittlungspunkt war ein Erbe der Bekennenden Kirche. Von der Gründungszeit an haben Barmen, Barth und Bonhoeffer die theologische Orientierung des Konvikts bestimmt. In der allerersten Lehrveranstaltung, die ich am Konvikt besuchte, handelte es sich um die Barmer Theologische Erklärung. In einem Zimmer im Turm der Golgatha-Kirche hat Professor Rudolf Mau uns zeilenweise durch das Bekenntnis geführt. Dank der Vorlesungen von Professor Krötke bin ich erstmals in die Theologie Karl Barths eingestiegen. Bonhoeffer habe ich kennengelernt, als ich an einem Semi-

nar von Professor Jürgen Henkys über die Gefängnisgedichte teilgenommen habe.

Niemand von diesen Dozenten hat die Kommunisten mit den Nazis gleichgestellt, aber alle drei waren der Überzeugung, dass die Kirche in erster Linie dem Reich Gottes und nicht dem Staat und seiner Ideologie dient. Das Evangelium gibt Christen die Freiheit, sich für die Menschlichkeit und Gerechtigkeit des versöhnenden Gottes einzusetzen, auch wenn man dafür gesellschaftliche Nachteile in Kauf nehmen muss.

Wie kann ein Freiraum die freie Kommunikation fördern?

Schon an meinem ersten Tag im Konvikt ist mir aufgefallen, dass der zweite Hof nicht nur „hinten“ und von der Straße entfernt, sondern auch zentral gelegen war. Weder die Bibliothek noch der große Saal, noch die Kanzlei, nicht einmal der Saal, in dem die Andachten zuweilen stattfanden, war der Mittelpunkt des Konvikts, sondern die alte Eiche auf diesem Hinterhof, unter der sich das Leben des Konvikts besonders deutlich abspielte.

Während der Unterrichtspausen haben sich die Studierenden um diesen Baum versammelt, geraucht und gequatscht. Bald habe ich erfahren, dass sehr viel vom Leben des Konvikts in der Tat aus dem einfachen Quatschen bestand. Beim Mittagessen haben sich die Studierenden an den Tischen im Hörsaal/Essraum selbstverständlich lange miteinander unterhalten. Nachmittags haben sie sich gegenseitig zum Teetrinken und Schokoladeessen in ihren kleinen Zimmern eingeladen. Abends versammelten sich einige Studierende regelmäßig in der „Erika“, einer Kneipe in der Borsigstraße.

Höhepunkt des akademischen Jahres war das Konviktsfest, zu dem die Studierenden selbst die Musik gespielt, gut gegessen und viel getrunken haben, und die regen Gespräche sich lange bis in den frühen Morgen hingezogen haben. Einige Dozenten waren mit dabei, und ich kann mich gut daran erinnern, dass Professor Krötke zu diesem besonderen Anlass die Studierende geduzt hat. Ich selbst habe versucht, den Chicago Blues mit Hilfe einer Konviktsband zu trällern.

Nicht alles Quatschen war leeres Plaudern. Im Gegenteil, man hat in den Freiräumen des Konvikts Fragen diskutiert und Meinungen geäußert, die man sonst in der sozialistischen Öffentlichkeit lieber vermied. Die großen theologischen und philosophischen Ideen, die in den Lehrveranstaltungen vorgetragen wurden, haben uns weiter beschäftigt, denn die Ideen

kamen uns ganz existentiell vor. Es handelte sich dabei um den Sinn des Lebens, der Gemeinschaft und des Denkens überhaupt. In einer Sozialwelt, die das sinnlose Beherrschen der festen Prinzipien einer Ideologie forderte, war das vorsichtige Nachdenken über den Sinn eine befreiende, obwohl nicht ganz ungefährliche Tat.

Verschiedene Studierende und Dozenten haben immer wieder die Initiative ergriffen, neue wissenschaftliche Veranstaltungen zu organisieren. Man wollte die eigenen Horizonte ausweiten, und man hat immer wieder versucht, noch mehr intellektuellen Freiraum aufzuschließen. Eine Gruppe von Assistenten hat mich eingeladen, ausgewählte Teile der „Kirchlichen Dogmatik“ mit ihnen einmal in der Woche zu diskutieren. Im Januar fand ein besonderes Seminar über die Eigenschaften Gottes statt. Bei Professor Henkys haben wir den göttlichen Namen „Ich werde sein, der ich sein werde“, theologisch ausgelegt, und Professor Schröder hat über Alfred North Whitehead gelesen.

Leider ist es mir nicht gelungen, am jährlichen sommerlichen Reiseseminar von Professor Wolfgang Ullmann teilzunehmen. Es ging um die Widerspiegelung der Dogmengeschichte in der Kirchenarchitektur und der Kirchenkunst. Aber in den Winterferien war ich dabei, als Professor Krötke eine Rüstzeit in den Gemeinderäumen einer brandenburgischen Dorfkirche geleitet hat. Nachts haben sich die dreißig Studierenden in mehreren engen Zimmern eingerichtet und auf Stockbetten geschlafen.

An das Thema des Seminars kann ich mich nicht mehr erinnern. Aber noch stark in Erinnerung bleibt die kleine Wanderung, die wir am letzten Tage gemacht haben. Als wir über die kalten Felder gelaufen sind, habe ich an die vielen Kriege gedacht, die im Laufe der Geschichte über diesen Teil der Welt hereingebrochen sind. In der Andacht, die wir in der Dorfkirche gehalten haben, haben wir die Worte des Propheten Joels gehört: „Die Sonne soll in Finsternis und der Mond in Blut verwandelt werden, ehe denn der große und schreckliche Tag des Herrn kommt“ – schwerwiegende Worte. Aber in seiner Pfingstpredigt hat der Apostel Petrus behauptet, dass der schreckliche Tag des Herrn eine neue Weltordnung herbeiführt, in der die Auferstehung Jesu neue Möglichkeiten von Liebe und Gerechtigkeit eröffnet.

Aus meiner Sicht bestand das grundlegende Prinzip des Konvikts darin, Freiräume zu schaffen, in der die freie Kommunikation stattfinden konnte. Dahinter stand eine theologische Überzeugung, nämlich, dass die „Gemeinschaft der Heiligen“ vom offenen Reden über die Grundwahrheiten des Evangeliums abhängt. Das Wort „ward Fleisch“, und dieses Fleisch, der

Leib Christi, ist nun eben die christliche Gemeinde selbst. Christen verwenden Worte, um ihre Gemeinschaft miteinander zu stärken und zu vertiefen. Deswegen habe ich im Laufe des Jahres versucht, meine eigenen Deutschkenntnisse so viel wie möglich auszubauen, um besser ins Gespräch mit anderen zu kommen.

Ja, das war ein Jahr mit vielen Gesprächen. Unter den Dozenten habe ich Professor Krötke besonders gut kennengelernt. Seine Wohnung war im Konvikt, und oft habe ich ihn besucht. Die großen Fenster des dunklen, stillen Studierzimmers schauten hinaus auf den ersten Hinterhof.

Professor Krötke wollte bei mir mehr Englisch lernen. Als Lehrmaterial diente ein Buch, das ich aus den Staaten mitgebracht habe: „The Peaceable Kingdom“ vom amerikanischen Theologen Stanley Hauerwas. Von meiner Seite aus wollte ich mehr über Kirche und Theologie in der DDR erfahren, und Professor Krötke war immer bereit, darauf einzugehen. Schon damals hat sein Denken mich tief beeinflusst, und viele Jahre später habe ich eine Sammlung seiner Aufsätze ins Englische übersetzt.

So wichtig wie der Kontakt mit Professor Krötke und den anderen Dozenten war, stellten die Gespräche mit den Studierenden den eigentlichen Höhepunkt des Jahres dar. Meine Kommilitonen haben mir vom DDR-Alltag und von ihren Ängsten und Hoffnungen erzählt. Sie haben mich auf Ausflüge und zu ihnen nach Hause eingeladen. Außerdem haben sie mir Kontakte zu Christen in anderen Teilen des Landes vermittelt. Diese Freundschaften haben sich über die Jahre hinweg bewährt.

Was bleibt?

„Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen“ (1 Kor 13,3). Die Zeit am Konvikt liegt nun schon viele Jahre zurück. Inzwischen ist die DDR nicht mehr, und obwohl das Konvikt noch als Studentenheim dient, findet die Ausbildung der Theologen heutzutage an der Humboldt-Universität statt. Der junge Amerikaner von damals ist jetzt fast Rentner geworden.

Aber der Glaube, die Hoffnung und die Liebe von damals bleiben. Die Erfahrungen, die ich am Konvikt gemacht habe, haben meinen theologischen Weg bis heute geprägt. Noch immer finde ich bei Barmen, Barth und Bonhoeffer theologische Orientierung, und die Frage der christlichen Freiheit beschäftigt mich mehr als je zuvor. Zwar ist der Kommunismus zugrunde gegangen, aber immer wieder erheben sich andere gesellschaftliche

Kräfte und Bewegungen, die im Namen der Freiheit ein Prinzip verabsolutieren, das die Menschen ihrer von Gott gegebenen Freiheit beraubt.

Die Tage am Konvikt haben mich davon überzeugt, dass die Aufgabe der Theologie darin liegt, die Freiräume auszubauen, in denen man sich neuen Möglichkeiten von Glauben, Hoffnung und Liebe bewusst wird. Ich möchte, dass meine Student*innen immer mehr von der Herrlichkeit der Schöpfung erleben. Ich will, dass sie vertrauensvolle Beziehungen zu Menschen anderer Kulturen und Weltanschauungen knüpfen. Wenn sie meinen, dass alles um sie herum, ob im persönlichen oder im gesellschaftlichen Bereich, beklemmend und unterdrückend ist, versuche ich, sie auf neue Horizonte der Freiheit und Gerechtigkeit, die sich eröffnen, hinzuweisen.

Als Theologe ist man Pilger. Man geht einen Weg des Entdeckens, man will immer mehr über die Wege Gottes mit den Menschen erfahren. Auf diesem Wege gibt Gott uns Mitpilger, mit denen wir ins Gespräch kommen. Gemeinsam denken wir über den Sinn des Lebens nach. Trotz der Gebrochenheit einer Welt, in der so vieles nicht in Ordnung ist und neue Mauern errichtet werden, können wir einander Mut zum Atmen, zum Staunen und zur Verwunderung machen. In den Freiräumen des freien Gottes empfangen wir das Leben als gnädiges Geschenk, und wir verpflichten uns dazu, Freiräume zu schaffen, in denen auch andere Menschen das Leben so erleben können.

Mein Weg in die DDR hat mich noch weiter in den Osten geführt. Schon damals wollte ich mehr über das Leben der Christen in der Sowjetunion erfahren. Fünfzehn Jahre danach ist mein Wunsch in Erfüllung gegangen. Mit meiner Frau und unseren drei kleinen Töchtern habe ich ein Jahr in Sankt-Petersburg verbracht, um mich in das Leben der Orthodoxen Kirche zu vertiefen. Und wie damals in der DDR haben auch hier neue christliche Freunde uns begleitet und ihr Leben mit uns geteilt.

Seitdem habe ich mehrere Studienreisen nach Russland begleitet, damit junge amerikanische Theolog*innen ihre Sichtweise auf Glauben, Hoffnung und Liebe erweitern können. Auch hier zu Hause in den Vereinigten Staaten bitte ich meine Studierenden, inne zu halten und den Erfahrungen der Menschen anderer Rassen und Klassen zuzuhören, und im Besonderen den Stimmen anderer Christinnen und Christen, einschließlich derer, die lange vor uns gelebt haben. Denn heute brauchen wir die Einsichten von Augustinus und von Martin Luther, der heiligen Makrina und der Mechtild. Auch ihre Lebenserfahrungen weisen uns auf neue Möglichkeiten des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe hin.

Gott stiftet den Frieden unter den Menschen, wenn sie zur gegenseitigen Verständigung bereit sind. Daraus wächst die Geborgenheit, die zur christlichen Freiheit führt. Ich bin dankbar für die Freiräume des Sprachenkonvikts und für die freie Kommunikation, die ich damals mit den Dozenten und Studierenden erlebt habe. Dreißig Jahre nach der Wiedervereinigung Deutschlands setzen sich die Prozesse der Versöhnung zwischen Osten und Westen fort. Ich habe Freude daran, dass Gott mir erlaubt hat, ein wenig daran teilzunehmen.